

Hans Bemmann

## **Erwins Badezimmer**

oder:

Die Gefährlichkeit der Sprache

Roman



*Für Dorothea Ader  
(Honny soit qui mal y pense!)  
und die Teilnehmer  
ihres legendären Oberseminars*

## Vorwort des Herausgebers

Vor einiger Zeit überbrachten mir zwei junge Männer, die sich offenbar auf einer Art Bildungsreise per Autostop befanden, die hier im folgenden publizierten Papiere nebst den Grüßen meiner lebenswerten Cousine Rachel. Sie schrieb mir, ihr sei daran gelegen, dass diese Briefe samt den beigefügten Texten zumindest einem mir vertrauten Personenkreis bekanntgemacht würden. Ich komme diesem Wunsch umso lieber nach, als sich eine solche Veröffentlichung vorzüglich in die Reihe jener Publikationen fügt, die ich von Zeit zu Zeit und ein wenig außerhalb der Legalität herausgebe, um sie meinen Freunden zugänglich zu machen, ein Hobby, das mir neuerdings sehr erleichtert wird durch eine jener fabelhaften modernen Druckmaschinen, die dermaßen raumsparend unterzubringen und zudem leicht transportabel sind, dass man sie bequem auf einem Handwägelchen durch die Straßen ziehen könnte (was ich natürlich, um kein Aufsehen zu erregen, lieber vermeide, wenn ich mich – wie so oft – wieder einmal genötigt sehe, in einer gewissen Eile Wohnung und Produktionsstätte zu wechseln).

Rachels Begleitbrief habe ich ans Ende des Buches gestellt, damit der geneigte Leser die ganze Geschichte schön der Reihe nach zur Kenntnis nehmen kann. Einige Ortsnamen habe ich vorsichtshalber unkenntlich gemacht, im Übrigen aber das Manuskript unangetastet gelassen, obwohl mein Taktgefühl mich eigentlich dazu drängte, einige für die gute Rachel kompromittierende Passagen zu streichen. Sie hat mich jedoch ausdrücklich gebeten, dies nicht zu tun, und diesen Wunsch muß ich respektieren. Wie die Dinge liegen, wäre eine solche Diskretion für sie inzwischen sowieso ohne jeden Belang. Ich konnte Rachel schon immer gut leiden, aber jetzt – ich gestehe es frei und offen – bewundere ich sie. Ihren Freund Albert jedoch, den kennenzulernen ich leider nie das Vergnügen hatte, kann man nur beneiden.

H.

B., am 15. September

Sehr verehrte Frau Doktor,

es ist einige Zeit vergangen seit jenem Morgen im Juni, an dem Sie mit Ihren geschickten Händen meinen verstauchten Fuß eingegipst haben. Ich war damals ziemlich wütend darüber, dass ich den Rest der Tagung in L. (und wohl – wie sich dann auch erwiesen hat – noch einen beträchtlichen Teil des Sommers) mit einem hinderlichen Klumpfuß würde verbringen müssen; aber Sie haben das alles schon richtig gemacht, denn mittlerweile ist von den Folgen meines Unfalls kaum noch etwas zu spüren. Allerdings trage ich noch immer die elastische Binde, die Sie mir empfohlen haben. Seien Sie also beruhigt: Ich setze Ihren Heilerfolg nicht leichtfertig aufs Spiel.

All das hätte ich Ihnen eigentlich schon früher schreiben sollen, aber da war ja noch Ihre Bitte um Aufklärung über die Vorgeschichte der Großen Nationalen Sprachreinigung, der ich nachkommen wollte. In dieser Angelegenheit geeignetes Material beizubringen, erwies sich allerdings als nicht so einfach wie die Stilllegung meines verstauchten Fußes (womit ich Ihre Verdienste um mein Wohlergehen keineswegs schmälern will). Sie meinten damals, dass ein im Dienst seiner Wissenschaft ergrauter Philologe solche Informationen ohne Weiteres zur Hand haben müsse, und schienen überrascht, dass ich – zu meiner nicht geringen Beschämung – stattdessen nur einige vage Vermutungen vorweisen konnte.

Ich war – wie gesagt – beschämt und machte mich nach meiner Rückkehr nach B. trotz meiner Gehbehinderung sofort daran, diese Wissenslücke aufzufüllen, nicht zuletzt mit dem Ziel, Ihnen durch eine ausführliche Darlegung meine Dankbarkeit zu beweisen, und dies nicht nur für die Instandsetzung meines Fußes, sondern vor allem für die liebevolle Behutsamkeit, mit der Sie sich dieser Aufgabe gewidmet haben. (Ich kenne Ärzte, die dergleichen zu erledigen pflegen wie die Reparatur eines Rasenmähers.) Um es nun gleich zu sagen: Beschämt bin ich heute nicht mehr, nachdem ich erfahren habe, auf was für ein schwieriges Unterfangen ich mich da eingelassen habe. Dass die offiziellen Geschichtsbücher darüber allenfalls einige Andeutungen verlauten lassen (und die Schulbücher nicht einmal dies), hatten Sie ja schon selber festgestellt. Also auf zu den Quellen!, sagte ich mir in meiner philologischen Naivität und ahnte dabei nicht, welch dornenvolle Pfade zu beschreiten ich mich anschickte.

Im allgemein zugänglichen Bestand unserer Universitätsbibliothek ließ sich jedenfalls nichts Geeignetes auffinden, und mir wurde bei meinem vergeblichen Fahnden in den schier endlosen Sachkatalogen zum ersten Mal voll bewusst, dass unsere Sprachgeschichte offenbar erst

mit dem Zustand nach der Großen Nationalen Sprachreinigung einsetzt. Was vor diesem Zeitpunkt geschehen ist, scheint keinen Menschen zu interessieren. Verrückt, nicht wahr?

Doch mich interessierte es jetzt, und ich wendete mich an einen Herrn des Aufsichtsdienstes um Auskunft, einen jungen Mann mit Bürstenhaarschnitt und den gänzlich humorlosen Augen eines dem Erstarrungsprozess des Staatsbeamten mit Gleichmut entgegenblickenden Menschen. Dieser Bibliotheksbedienstete schaute mich auf meine Frage hin mit solcher Fassungslosigkeit an, als habe er nun seinerseits einen Verrückten vor sich oder gar jemanden, der ihn zu unanständigen, ja kriminellen Handlungen verleiten wolle. Was ich hier überhaupt zu suchen habe, fragte er, und ob ich vielleicht zu jenen *outcasts* gehöre, die noch immer nicht begriffen hätten, dass ein nützliches Glied der Gesellschaft sich den Aufgaben der Gegenwart zu widmen habe, statt die überwundenen Irrtümer der Vergangenheit wieder hervorzugraben. Ich war schließlich froh, dass ich meinen Ausweis nicht vorzeigen musste, und machte, dass ich ohne großes Aufsehen davonkam.

Auf diese Weise war nichts zu holen, so viel hatte ich begriffen. Andererseits bestärkte die scharfe Reaktion dieses jungen Schnösels meine Vermutung, dass es da doch etwas zu holen geben müsse, nur eben nicht für jedermann. Glücklicherweise habe ich nun einen Studienfreund, der, wie ich aus gelegentlichen Andeutungen wusste, irgendwie mit alten Büchern zu tun hat, ohne dass er mir je erzählt hätte, was er eigentlich macht, und ich hatte ihn auch nicht danach gefragt, weil er den Eindruck erweckte, dass er nicht gern darüber redet. Ich rief ihn also an und vereinbarte mit ihm ohne mit meinem eigentlichen Anliegen herauszurücken ein Zusammentreffen in einer kleinen Kneipe der Altstadt.

Nachdem wir unseren ersten Schoppen Rotwein getrunken und ein bisschen über die alten Zeiten geschwätzt hatten, blickte mein Freund – ich will ihn hier Erwin nennen – mich plötzlich scharf an und sagte:

»Du willst doch was? Rück endlich heraus damit!«

Da fasste ich mir ein Herz und erzählte ihm von meinen Erfahrungen bei der Literatursuche in der Universitätsbibliothek. Er hörte mir lächelnd zu und sagte schließlich: »Hör mal, bist du so naiv oder tust du nur so? Hast du wirklich noch nichts vom Konzentrationsmagazin für Vor-Literatur gehört?«

»Nein«, sagte ich, »das habe ich nicht. Wer redet denn schon von solchen Sachen?«

»Da hast du auch wieder recht«, sagte er. »Davon spricht man besser nicht.«

»Und woher weißt du dann von einer solchen Einrichtung?«, fragte ich.

Da blickte er mir prüfend in die Augen und sagte nach einer Weile: »Ich arbeite dort.«

Was ich dann von ihm erfuhr, war für mich so unfassbar, dass ich es kaum glauben konnte. Heute erscheint es mir im Hinblick auf meine eigene wissenschaftliche Tätigkeit jedoch nur logisch, und ich kann mir kaum noch erklären, warum ich dergleichen nicht schon längst vermutet hatte. (Ein Grund mag wohl darin zu suchen sein, dass man mein Institut dermaßen mit Aufträgen zur Nutzung der Gegenwartssprache eindeckt, dass unsereiner kaum Zeit findet, über solche fern liegenden Gebiete auch nur nachzudenken.)

Der Tatbestand lässt sich in aller Kürze folgendermaßen zusammenfassen: Nach der Großen Nationalen Sprachreinigung hat man alle Druckwerke, die vor diesem Zeitpunkt erschienen waren, und natürlich auch alle alten Handschriften aus sämtlichen Bibliotheken herausgezogen und auch in unzähligen Haussuchungen bei Privatleuten aufgestöbert und beschlagnahmt. Ein ganzes Heer von staatstreuen Wissenschaftlern wurde durch viele Jahre hindurch damit beschäftigt, diese Literatur daraufhin zu überprüfen, ob ihr Inhalt Schlüsse auf Zustände oder Denkweisen vor der Großen Nationalen Sprachreinigung zulasse. Was sich in dieser Hinsicht als harmlos erwies (es war wenig genug!), wurde freigegeben, und alles Übrige in dem besagten Konzentrationsmagazin zusammengeführt, wo es nur einem ausgewählten Kreis von Wissenschaftsbeamten zur Verfügung steht.

Als ich das erfahren hatte, wunderte mich nichts mehr. »Und was machst du dort?«, fragte ich. Es muss wohl ein gutes Stück Abscheu in meinen Worten mitgeklungen haben, denn Erwin hob die Hand zu einer beschwichtigenden Geste und sagte: »Du solltest nicht vorschnell über einen Freund urteilen. Da du offen zu mir gesprochen hast, will ich das auch tun.«

Während er das sagte und schon fortfahren wollte, kamen ein paar Leute in das Lokal und setzten sich an den Nebentisch. Erwin verstummte auf der Stelle, blickte rasch zu ihnen hinüber und sagte dann nur noch: »Hast du morgen Abend Zeit?«, und als ich nickte, fügte er hinzu: »Dann schau doch bei mir herein! Sagen wir gegen acht? Ich habe noch ein paar Flaschen alten Rotwein im Keller. Den solltest du kennenlernen.«

»Du weißt ja, dass ich mich für alte Sachen interessiere«, sagte ich. Dann verabschiedeten wir uns voneinander und ich ging nach Hause.

In dieser Nacht habe ich wenig geschlafen, denn die Sache mit diesem Konzentrationsmagazin ging mir ständig im Kopf herum und ich begann mich zu fragen, was für eine Art von Philologie ich eigentlich bisher betrieben hatte. Dieses Herumhantieren mit Wörtern, deren Ursprung und Geschichte ich nicht einmal kannte, erschien mir plötzlich völlig sinnlos und je länger ich darüber nachdachte, desto deutlicher wurde mir bewusst, dass ich keinerlei Recht darauf gehabt hatte, meinen Freund für das, was er vermutlich tat, zu verachten. Was war ich denn schon? Der Handlanger irgendwelcher Leute weiter oben in den Staatsministerien, die

von meinem Institut sogenanntes Wortfeldmaterial anforderten, beispielsweise zu Themen wie *Gegenwartsoptimismus*, *Antiindividualismus* oder *Gestrigkeitsbekämpfung*. Indem ich mich selbst zu verabscheuen begann, wuchs zugleich in mir die Begierde, über diese amtlich verordnete Mauer hinweg in die Vergangenheit zu blicken; denn ich ahnte, dort müsse irgendetwas zu finden sein, das all diese bisher von mir und Tausenden anderer Kollegen betriebene Sprachtechnologie aus den Angeln heben könnte.

Solchen Gedanken hing ich auch am folgenden Tage noch nach, während ich an meinem Institutsschreibtisch lustlos in Begriffskarteien blätterte. Mir war zumute, als tasteten meine Finger die Oberfläche von Vorstellungen ab, die in unseren Wörterbüchern mit diesen Lautfolgen verknüpft werden, ohne dass ich begriff, was sich unter dieser dünnen Haut von Eindeutigkeit in der Tiefe verbarg. Ich muss gestehen, dass ich an diesem Tag meinem Dienst nicht besonders pflichteifrig nachgekommen bin und mich immer wieder bei dem Gedanken ertappte, was Erwin mir am Abend wohl mitteilen wollte.

Sie können sich vorstellen, dass ich mich überpünktlich bei ihm einfand. Er wohnt in einem jener schmalen Häuser der Altstadt, deren Erdgeschoss von aufwendig ausgestatteten (und teuren!) Geschäften bis in den letzten nutzbaren Winkel dermaßen ausgefüllt ist, dass man die zwischen den Schauvittrinen des Eingangsbereichs eingeklemmte Tür zu den Wohnungen der oberen Stockwerke kaum finden kann. Normalerweise kommt man ja überhaupt nicht auf den Gedanken, dass hinter diesen *aufromantisch* hergerichteten und dabei auch noch bis oben hin mit Leuchtreklame dekorierten Pfefferkuchenhausfassaden jemand wohnen könnte und vermutet dort allenfalls Warenmagazine. Ich musste eine enge, steile Treppe, die obendrein nur unzureichend beleuchtet war, bis zum dritten Stockwerk hinaufklettern, fand seitwärts der Tür einen altertümlichen Klingelzug und hörte, sobald ich ihn betätigte, drinnen eine volltönende Glocke anschlagen. Mir war zumute, als fordere ich Einlass in eine mir völlig fremde Welt, und dieser Eindruck verstärkte sich noch, sobald Erwin die Tür geöffnet und mich hereingebeten hatte. Nicht dass sein Mobiliar und die sonstige Einrichtung der Wohnung ungewöhnlich gewesen wären – Sie wissen ja, man kriegt heutzutage ohnehin nur serienmäßig hergestellte Sachen –; dennoch wirkten die einzelnen Gegenstände, die Garderobe etwa, ein gerahmter Kunstdruck im Flur und dann insbesondere die Möbel des Wohnzimmers, in das er mich führte, irgendwie überraschend, so als sähe man dergleichen zum ersten Mal. Vielleicht lag dies daran, dass sie auf eine Weise zusammengestellt und plaziert waren, die weder den von unseren vielbeliebten Illustrierten für elegante Wohnkultur gepflegten Normen entsprach noch an jenen in den Interieurs von Familiensendungen des Fernsehens bevorzugten Stil erinnerte, der einen straks in die Rolle eines Schauspielers versetzt, sobald man eine fremde

Wohnung betritt. Hier bei meinem Freund meinte man zwar jedes Stück zu kennen, aber durch die Art der Zusammenstellung erschien es zunächst befremdlich, bis einem bewusst wurde, dass man es nie zuvor richtig betrachtet hatte.

Erwin bot mir einen dieser modernen Sessel an, der überraschenderweise wesentlich bequemer war, als er aussah; der Rotwein stand schon geöffnet bereit, und als ich ihn beschnuppert und gekostet hatte (er war in der Tat vorzüglich!), nahm mein Freund unser Gespräch an der gleichen Stelle wieder auf, an der er es unterbrochen hatte. »Ich will also«, begann er, »deine unverblünte Frage mit der gleichen Offenheit beantworten. Allein schon diese Frage und die Art, wie du sie gestellt hast, haben mir gezeigt, dass du im Grunde eine andere und weitergehende Vorstellung von deiner Wissenschaft gewonnen hast, als dies gegenwärtig in diesem Lande öffentlich zulässig erscheint. Was ich dir jetzt zu sagen habe, ist in gewissem Sinne vertraulich, wie du gestern Abend schon vermutet haben wirst. Das heißt jedoch nicht, dass ich dich auffordern werde, gegenüber jedermann darüber zu schweigen. Im Gegenteil: Ich überlasse es deiner Entscheidung, wem du diese Gedanken und Informationen weitergeben willst; denn ich bin andererseits durchaus daran interessiert, dass diese Dinge unter die Leute kommen – zumindest unter bestimmte Leute, Leute, die sich die richtigen Fragen stellen.«

Ich muss ihn wohl ziemlich verständnislos angeblickt haben, denn er machte eine wegwerfende Geste und fuhr fort: »Später wirst du das schon begreifen. Was hältst du überhaupt von den Dingen, die ich dir gestern erzählt habe?«

»Ich finde es scheußlich, wenn Bücher auf diese Art eingesperrt werden«, sagte ich, »und noch weniger kann ich begreifen, wie du dich zu einem solchen Geschäft hergeben kannst.«

»Das hatte ich gehofft«, sagte Erwin und lehnte sich befriedigt zurück. »Ich will versuchen, es dir zu erklären. Du wirst ein wenig Geduld haben müssen; denn ich muss dazu ziemlich weit ausholen. Halte dich inzwischen an den Rotwein. Es ist genug davon da.« Er nahm selber einen Schluck, verkostete ihn genüsslich und griff dann seinen Faden wieder auf: »Das alles begann schon während unseres Studiums. Ich besuchte damals während der Semesterferien meinen Großonkel, der, wie ich wusste, gleichfalls Philologie studiert und dann eine Zeitlang als Privatdozent an der Universität von K. gewirkt hatte, ehe er sich vom Lehrbetrieb zurückzog. Er hatte nebenbei ein paar Romane geschrieben, was zwar seinem Ruf als Wissenschaftler nicht eben dienlich gewesen war, ihm aber so viel Geld eingebracht hatte, dass er davon ein einigermaßen sorgloses Leben führen konnte. Seither hauste er in einem ausgedienten Bauernhof des Mittelgebirges in der Gegend von L. weitab von jeder größeren Stadt und lebte dort, wie man in unserer Familie sagte, seinen Forschungen, was immer das heißen mochte; denn publiziert hatte er seit seinem Fortgang von der Universität kein Wort.



Als ich seine Einladung erhielt, freute ich mich also nicht nur darauf, in den uralten Wäldern Pilze zu suchen, sondern zugleich erwachte auch meine Neugier darauf, was der Alte dort eigentlich trieb. Ich weiß nicht mehr, wie oft ich hatte umsteigen müssen, ehe ich zuletzt mit einem klapprigen Autobus und von der nächstliegenden Haltestelle aus nach einstündigem Fußmarsch das Gehöft erreichte. Onkel Max war im Garten vor dem uralten Fachwerkhaus damit beschäftigt, seine Tomaten aufzubinden. Er begrüßte mich ohne das anlässlich von Besuchen bei entfernteren Verwandten sonst übliche Tamtam, nichts von ›Junge, wie du gewachsen bist!‹ und dergleichen, sondern führte mich ohne viele Worte und Umstände in eine weiß gekalkte Gästekammer mit Blick zum Wald und sagte, das Essen stünde schon fertig auf dem Herd, und wir könnten uns gleich zu Tisch setzen. Auf diese Weise überkam mich das Gefühl, in diesem Haus, das ich noch nie betreten hatte, schon seit Jahren ein- und ausgegangen zu sein.«

Erwin erzählte sogar noch, was es zu Mittag gegeben hatte (der Großonkel verstand sich offenbar gut aufs Kochen) und beschrieb sehr eingehend Haus und Hof, doch das will ich Ihnen hier ersparen, verehrte Frau Doktor, um Sie nicht zu langweilen. Also zum Wesentlichen: Nach Tisch verstrickte ihn der Großonkel in ein Gespräch über sein Studium, erkundigte sich nach den Vorlesungen dieses oder jenes Professors oder nach der durchgearbeiteten Literatur und wusste dabei immer wieder Fragen zu stellen, die meinen Freund in Ratlosigkeit stürzten. Ihm sei zumute gewesen, sagte er, als habe er sein Studium bisher von einer völlig falschen Seite angepackt, aber er habe auch nicht sagen können, wie er es anders hätte anfangen sollen. Jedenfalls sei er nach und nach zu der Ansicht gekommen, dass er im Grunde überhaupt keine Vorstellung von dem habe, was er da studierte, und das habe er Onkel Max schließlich auch gesagt.

›Siehst du‹, habe der Alte ihm darauf geantwortet, ›das habe ich fast erwartet. Bisher hat dich nur noch niemand darauf gebracht, dass du selber über diese Dinge nachdenken könntest, statt irgendwelche Hypothesen nachzuplappern, die man euch an dieser Hochschule als erwiesene Tatsachen vorsetzt. Und jetzt überrascht es dich, dass dies möglich ist. Denn denken kannst du, das habe ich schon gemerkt und – nebenbei gesagt – auch gehofft.‹

»Da merkte ich«, fuhr mein Freund fort, »dass dieser alte Schlaukopf mich nicht nur deshalb eingeladen hatte, um mir ein paar erholsame Ferienwochen zu verschaffen, sondern noch anderes mit mir im Sinn hatte. Der Gedanke, dass er sich in mir vielleicht einen Partner für wissenschaftliche Diskussionen erhoffte, weckte meinen Ehrgeiz und ich versuchte zunächst noch die Positionen zu verteidigen, die er durch seine Fragen bei mir schon erschüttert hatte, doch er parierte meine Gegenangriffe mit der Eleganz eines geübten Florettfechters und

zitierte dabei auswendig ganze Passagen von Autoren, die ich nicht einmal dem Namen nach kannte.«

Als mein Freund diesen Onkel Max daraufhin nach den Quellen seiner Weisheit fragte, führte ihn dieser wortlos in sein Studierzimmer, dessen Wände ringsum bis zur Decke hinauf hinter vollgestopften Bücherregalen verborgen waren. Schon beim ersten Anblick habe er an den abgewetzten Lederrücken erkannt, dass er Bücher von einem solchen Alter noch nie in der Hand gehabt habe. »Bediene dich nach Belieben!«, habe der Großonkel nur noch gesagt und ihn dann allein gelassen.

Erwin erzählte mir, dass ihm an diesem Nachmittag zumute gewesen sei wie einem Goldsucher, der nach endlosem Wühlen in Sand und taubem Gestein endlich auf eine fündige Ader gestoßen ist. Er nannte mir auch einige Titel, die mir damals ebenso unbekannt waren wie sie Ihnen, Frau Doktor, heute sein werden, etwa die *Große Hadubaldsche Grammatik* oder *Spiridions Sprachtheorie*. Als Onkel Max ihn am Abend zum Essen holte, habe er sich von seiner Lektüre kaum losreißen können.

Ich will es kurz machen: Der Großonkel hatte auf irgendeine Weise eine Menge Bücher aufgestöbert, die der allgemeinen Zensur nach der Großen Nationalen Sprachreinigung entgangen waren, und an diesem Abend erfuhr mein Freund aus seinem Munde zum ersten Mal von diesem Konzentrationsmagazin für Vor-Literatur.

In den folgenden Wochen verbrachte Erwin einen Großteil seiner Zeit mit dem Studium dieser Werke und war gegen Ende der Ferien so weit, dass er seine neu gewonnenen Erkenntnisse am liebsten laut hinausgeschrien hätte, um damit einen totalen Umsturz des gesamten Wissenschaftsbetriebs herbeizuführen. Onkel Max hatte jedoch anderes im Sinn. Er machte ihm klar, dass dies der beste Weg sei, um von heute auf morgen in die Verbannung geschickt zu werden oder noch schlimmere Erfahrungen zu machen. »Meinst du«, habe er gesagt, »du seist der Einzige, der sich auf solche Weise den Schädel an der Mauer einzurennen versucht? Es gibt schon noch ein paar Leute im Land, die so denken wie ich. Was wir brauchen, ist ein Mann im Konzentrationsmagazin, der für uns arbeitet. Mach also kein Aufsehen, bring dein Studium auf die vorgeschriebene Weise zu Ende, und das übrige überlasse mir. Es gibt da einen Freund, der in der Kommission für die Einstellung von Magazinbeamten sitzt.«

»Auf diese Weise bist du also in diese Institution hineingeraten«, sagte ich. »Und was tust du dort nun wirklich?«

»Zunächst einmal meine Arbeit«, sagte Erwin. »Wir sind noch immer dabei, die immensen Bestände nach ihren Inhalten in einem systematischen Katalog zu erschließen. Das kann noch Jahrzehnte dauern. Dazu muss jeder Sachbearbeiter natürlich die einzelnen Werke lesen, um

die berührten Themen in Stich- und Schlagwörtern zu erfassen, und das führt zu einem interessanten Nebeneffekt, mit dem unsere Auftraggeber offenbar nicht gerechnet haben: Je intensiver sich ein denkfähiger Mensch in diese Texte vertieft, desto differenzierter wird seine eigene Sprachfähigkeit und damit zugleich auch seine Denkweise. So kommt es, dass ausgerechnet im Konzentrationsmagazin nicht wenige meiner Kollegen inzwischen zu jenem Freundeskreis gehören, zu dem auch du jetzt gestoßen bist. Die Initiatoren der Großen Nationalen Sprachreinigung hatten damals schon eine Ahnung davon, welche Sprengkraft Wörter haben können, aber ihre Nachfolger von heute sind mittlerweile dermaßen in ihrem verflachten Idiom befangen, dass sie mit einer solchen Wirkung schon gar nicht mehr zu rechnen scheinen. Übrigens müssen wir hie und da auch für die Geheimarchive von Staatsministerien ganze Werke auf Mikrofiche aufnehmen.«

»Das ist doch wohl nicht die Aufgabe, die Onkel Max dir zgedacht hatte«, sagte ich.

Erwin schüttelte lächelnd den Kopf und sagte: »Sicher nicht, obwohl man sich in Anbetracht der eben beschriebenen Erfahrung eigentlich nur wünschen kann, dass auch dort irgendwelche Referenten unter den Einfluss dieser Sprache geraten. Überdies ist es auch für den inoffiziellen Teil meiner Tätigkeit von Vorteil, dass wir diese Mikro-Aufnahmegeräte haben. Komm mit, ich zeig dir etwas!«

Er stand auf und sagte schon im Hinausgehen: »Du wirst doch nichts dagegen haben, mein Schlafzimmer zu betreten?« Eine Antwort wartete er gar nicht erst ab, ging mir voraus zu einer Tür am Ende des schmalen Flurs und führte mich in einen Raum, in dem außer seinem Bett, einem Nachttisch und der Wäschekommode nur noch ein großer Kleiderschrank stand. Er öffnete ihn, schob die säuberlich auf Bügeln hängenden Anzüge zur Seite und fuhr mit dem Finger über eine schmale Leiste; dann drückte er mit der flachen Hand gegen die Rückwand, die geräuschlos zurückschlug und den Blick in einen dämmerigen Raum freigab. »Tritt ein in das Reich der wahren Sprachwissenschaft!«, sagte Erwin und ging durch den Schrank.

Nach derart geheimnisvollen Vorkehrungen hatte ich einen nicht minder geheimnisvollen Raum erwartet und war geradezu schockiert, als ich mich in einem Badezimmer wiederfand. Über dem Fußende der Wanne hing ein Heißwasserspeicher von beträchtlicher Größe, daneben war an der Wand ein Waschbecken befestigt mit einem Spiegel darüber. Davor stand merkwürdigerweise ein weiß lackierter Drehstuhl. In einer Ecke befand sich noch ein Wasserklosett und Erwin machte mich gleich darauf aufmerksam, dass es nicht benutzbar sei, weil man die gesamte Installation stillgelegt habe.

Ich schaute mich in dem hellblau gekachelten Raum um und fragte mich allen Ernstes, ob Erwin geistesgestört sei und mir das alles nur vorgefaselt habe. Er muss wohl meinen

verschreckten Blick bemerkt haben, denn er lachte hell auf und sagte: »Du hast dir den Tempel der Philologie wohl anders vorgestellt? Lederrücken mit Goldprägung und dergleichen? Ich habe mir das praktischer eingerichtet als Onkel Max. Setz dich auf den Stuhl und schau in den Spiegel! Dein Gesichtsausdruck ist wahrhaft bemerkenswert!«

Während ich gehorsam auf dem Stuhl Platz nahm (ich sagte mir, dass man Verrückten erst einmal ihren Willen lassen müsse, um sie nicht aufzuregen), klappte Erwin auf der Seite ein Stück der Fliesenwand auf und zog aus einem Magazin eine dünne Folie, die er in einen Schlitz an der Unterseite des Badeofens schob. Dann stellte er den Temperaturregler auf *heiß* und sagte: »Hast du Angst vor deinem eigenen Gesicht? Schau doch in den Spiegel!«

Als ich aufblickte, sah ich nicht, wie ich erwartet hatte, das Spiegelbild meines bestürzten Gesichts, sondern schaute auf eine matt schimmernde Scheibe, auf deren Oberfläche alsbald, während Erwin noch ein bisschen am Kaltwasserhahn drehte, undeutliche Buchstabenzeilen erschienen und sich gleich darauf gestochen scharf abzeichneten. Es war ein Titelblatt, auf dem zu lesen stand:

*Hadubalds Große Grammatik*  
*Nach der Originalhandschrift herausgegeben*  
*und mit Kommentaren versehen*  
von  
*Joseph Matthias Rodenhagen*

Auch der Erscheinungsvermerk war zu sehen und zeigte an, dass dieses Werk etwa 200 Jahre vor der Großen Nationalen Sprachreinigung gedruckt worden war.

»Ein praktisches Lesegerät, nicht wahr?«, sagte Erwin, als handle es sich um die selbstverständlichste Sache der Welt. »Wenn du die nächste Seite lesen willst, brauchst du nur auf den roten Knopf des Heißwasserhahns zu drücken. Als Schreibunterlage ist das Waschbecken natürlich nicht zu brauchen; deswegen lege ich ein Brett drüber, wenn ich mir Notizen machen will«, und dabei fischte er unter der Wanne eine Art Pultdeckel hervor, der exakt und rutschfest auf dem Beckenrand aufsaß.

Ich war von alledem so konsterniert, dass ich ihn wie verblödet anstarrte und kein Wort herausbrachte. Da legte er mir die Hand auf die Schulter und sagte: »Das war wohl alles ein bisschen viel auf einmal. Beruhige dich doch! Das hier ist alles nur technischer Kram. Wahrscheinlich brauchst du jetzt erst einmal einen kräftigen Schluck.« Er stieg durch den Kleiderschrank hinüber ins Wohnzimmer, holte die Flasche und unsere Gläser, und als ich sträflicherweise im Hinblick auf den köstlichen Wein – mein Glas auf einen Zug hinuntergekippt hatte, begann ich allmählich wieder klar zu denken.

Er zeigte mir dann, wie man den Katalog dieser Mini-Bibliothek benutzt (sie muss nach meiner Schätzung etwa 50 000 Bände umfassen) und sagte: »Du kannst hier studieren, so oft und so lange du Lust hast. Ich gebe dir einen Wohnungsschlüssel, damit du jederzeit Zugang hast.«

Damals war ich wegen meines Gipsbeines noch im Krankenstand und ich habe diese Zeit nach Kräften genutzt. Später musste ich meine Studien auf den Abend verlegen. Diese Beschäftigung war allein schon faszinierend genug. Mein Freund hatte nach und nach durch viele Jahre hindurch und auch mit Hilfe anderer Kollegen alle wichtigen Werke der Vor-Literatur, nicht nur Arbeiten zur Sprachwissenschaft, sondern vor allem auch eine Fülle literarischer Texte bis zurück zu den Heldenliedern der Vorzeit auf Mikrofiche aufgenommen und sie seiner Bibliothek einverleibt. Man konnte diese kaum handtellergroßen Blättchen ja in die Tasche stecken wie einen Geldschein, ohne dass jemand bei der Ausgangskontrolle bemerkte, wie hier Literatur aus dem Konzentrationsmagazin herausgeschmuggelt wurde.

Wahrscheinlich hätte ich überhaupt nicht gewusst, wo ich anfangen sollte, und so war es ein Glück, dass ich mich auf dieses Abenteuer vor allem deshalb eingelassen hatte, um Ihre Frage zu beantworten. Erwin nannte mir die einschlägigen Werke, in denen ich Informationen dazu finden konnte, und seither habe ich jede freie Minute in seinem Badezimmer verbracht, um mich in die Vorgeschichte der sogenannten Sprachwirren zu vertiefen, die ihren Abschluss in der Großen Nationalen Sprachreinigung gefunden haben.

Ich glaube, Sie können sich kaum vorstellen, verehrte Frau Doktor, was die Begegnung mit diesen alten Schriften für mich bedeutet hat. Dabei war es jedoch nicht nur der mir völlig unvertraute Inhalt dieser Dokumente, der mich in die Situation eines Entdeckers fremder Welten, ja eines über alle Maßen fündig gewordenen Schatzgräbers versetzte; fast noch mehr faszinierte mich die Sprache selbst, in der viele dieser Texte abgefasst waren. Alles, was ich bislang gelesen oder gehört hatte, erschien mir flach und ohne Tiefendimension gegenüber der Art, wie hier Sprache benutzt wurde, um Gedanken miteinander in Beziehung zu setzen oder Vorgänge in ihrer Zeitfolge oder ursächlichen Verknüpfung zu beschreiben. Ich erkannte mehr und mehr, dass Sprache durchaus nicht so eindeutig ist, wie man uns bisher von der Grundschule an bis hinauf zu den Seminaren der Universität beizubringen versucht hatte. (Eindeutigkeit ist bei uns ja so etwas wie eine Staatsideologie!) Bei der Lektüre dieser alten Schriften begann ich zu begreifen, dass Sprache gerade dazu dienen kann, die Vieldeutigkeit aller Dinge ins Bewusstsein zu heben. Mir war bei dieser Erfahrung zumute, als würde ich aus einem in endlos viele enge, fensterlose Einzelzellen aufgeteilten Gefängnis in eine Freiheit entlassen, in der ich nach Belieben spazieren gehen und mich daran freuen konnte, wie alles

mit allem in Beziehung gebracht werden konnte – ein fast berauschendes Gefühl, wenn es nicht um eine so nüchterne und klare Sache ginge wie eben die Sprache.

Während ich meinen Brief bis zu dieser Stelle noch einmal überlese, wird mir bewusst, dass diese Art, Sprache zu handhaben, bereits (und vielleicht zu Ihrem Befremden) stark auf meinen eigenen Stil abgefärbt hat, wenn mir auch allzu deutlich bewusst ist, dass ich noch weit davon entfernt bin, mich aus den Niederungen meiner bisher durch eine spröde, definitivische Amtssprache geprägten Diktion zu der frei schwebenden Sprachequibristik zu erheben, deren stupende Meisterschaft man in manchen Texten der Vor-Literatur nur bestaunen kann. Immerhin hat sich mein Tempusgebrauch schon dermaßen differenziert, dass ich achtgeben muss, in der Öffentlichkeit nicht als *Hadubaldianer* denunziert zu werden. (Ich würde heute allerdings dieses für seine gegenwärtigen Benutzer sinnentleerte Schimpfwort eher als Ehrennamen empfinden!)

Diesem schon allzu langen Brief füge ich nun auch noch den Versuch eines Essays über die Vorgeschichte der Sprachwirren bei, um Ihre erste Neugierde zu stillen. Ich wiege mich in der Hoffnung, mit diesem Text, der zugegebenermaßen noch vieles offen lässt, bei Ihnen gleich wieder ein halbes Dutzend Fragen zu provozieren, die mir das Vergnügen verschaffen, recht bald wieder von Ihnen zu hören.

Ihr sehr ergebener

Albert S.